

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Artikel: Das Netz und die Bühne : ein erdachtes Gespräch
Autor: Ernst, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS NETZ UND DIE BÜHNE

EIN ERDACHTES GESPRÄCH

Personen des Gesprächs : *Charles Darwin. Henri Fabre. Der Denker.*

Darwin : Ich behaupte nicht eine Tatsache, sondern ich gebe eine Theorie. Wie es damit bestellt sein mag, ob die Vorgänge so gewesen sind, wie meine Theorie angibt, das kann ich nicht wissen; ich sage nur, dass sie eine hinlängliche Erklärung für die Erscheinungen gibt.

Der Denker : Nicht eine Erklärung, sondern eine Ordnung nach dem Gesichtspunkt einer gedachten Ursächlichkeit.

Fabre : Ich bin kein Gelehrter, ich bin nur ein einfacher Mann, der Insekten beobachtet. Vor kurzem habe ich meine Beobachtungen über die Larve des Eichenbocks beendet. Ich will von ihnen erzählen. Diese Larven sind sozusagen ein Stück Darm, welches kriecht. Ihr Leben dauert mindestens drei Jahre; diese Zeit verbringen sie damit, dass sie im Holz der Eiche Gänge herstellen, deren Abraum ihnen als Nahrung dient; sie fressen sich vorn weiter im festen Holz und verstopfen hinter sich den Gang mit ihren Ausleerungen. Von Gesichtssinn und Gehörsinn keine Spur, wahrscheinlich ist auch kein Geruchssinn vorhanden; der Geschmacksinn beschränkt sich auf das Empfinden des Eichenholzes, das Gefühl verspürt einen Schmerz, wenn der Gang vielleicht an einer Stelle nicht ganz glatt gefressen ist. Kann dieses Geschöpf sich erinnern, kann es Schlüsse ziehen, kann es Pläne machen? Es ist klar, dass es Unsinn wäre, von dergleichen zu sprechen. Trotzdem richtet es sich sehr verständig auf seine Zukunft ein. Drei Jahre hindurch bleibt es im Innern des dicken Baums: es steigt auf- oder abwärts und wendet sich zur Seite, um etwa dort zu fressen, wo das Holz vielleicht saftiger ist; niemals aber entfernt es sich allzuweit aus den tiefen Schichten, wo die Temperatur am gleichmäßigsten und die Sicherheit vor Feinden am größten ist. Dann naht der Tag, wo aus der Larve sich die Nymphe entwickelt, aus der dann der Käfer wird, der im Freien lebt. Dieser ist nicht imstande, durch eigne Kraft aus dem Baumstamme hervorzukommen: weder hat er die Fähigkeit, sich durchzufressen,

noch kann er den gewundenen, verstopften und immer enger werdenden Gang zurückgehen. Da nagt sich die Larve bis zur Rinde durch und lässt nur eine ganz dünne Außenschicht von ihr unberührt, die der künftige Käfer leicht fortbeißen oder durchstoßen kann. Darauf geht sie ein Stückchen zurück und höhlt ein Gemach für ihre Verwandlung in den Nymphenzustand aus. Das ist eine Zelle, so lang und breit, dass der fertige Käfer einige Bewegungsfreiheit für seine Beine haben wird. Das Stück zwischen Nische und Außenschicht wird doppelt, oft sogar dreifach verschlossen — es droht ja Gefahr durch den Specht. Außen ist ein Klumpen kleingefressner Holzstückchen, dann kommt ein hohler Deckel aus einem mineralischen Stoff, den die Larve aus ihrem Magen aussondert, dann häufig nochmals eine Schicht Holzspäne. Der mineralische Stoff wird zu dem Zweck jetzt im Magen erzeugt. Die Zelle wird wegen der Weichheit der Nymphe weich ausgepolstert. Dann kommt die Verwandlung der Larve in die Nymphe, stets in solche Lage, dass der Kopf nach dem Ausgang gerichtet ist; denn wenn er anders gerichtet wäre, so könnte der künftige Käfer, da er sich ja in dem engen Raum nicht wenden kann, die Zelle nicht verlassen. So ist alles vollständig vorbereitet. Sobald der Käfer ausschlüpft, braucht er nur mit seinen Mundzangen die Späne zu entfernen, mit dem Kopfschild den mineralischen Deckel zu durchstoßen, die dünne Außenwand zu entfernen, und kann dann in die Freiheit kriechen.

Die Fähigkeit des Tieres, dergestalt für seine Zukunft zu sorgen, nennen wir Instinkt. Nun weiß ich wohl, dass Sie, Herr Darwin, annehmen, der Instinkt kann sich durch Vererbung gebildet haben. Aber wie soll ich mir das vorstellen? Können Sie denn glauben, dass Milliarden von Milliarden Larven im Laufe undenklicher Jahre zugrunde gehen, indem sich nur hält, was jedesmal zufällig die Reihenfolge der notwendigen Handlungen begeht, bis aus der Vererbung sich der feste Instinkt entwickelt hat?

Der Denker: Sie haben recht, eine solche Wahrscheinlichkeit gleich Null zu setzen.

Darwin: Freilich ist die Tatsache des Instinkts, und eines

so verwinkelten, wie hier unser Freund darstellt, für mich sehr schwer zu erklären.

Der Denker: Vielleicht liegt der Fehler darin, dass wir sie erklären wollen?

Darwin: Jedenfalls gibt mein Gegner Ernst von Baer keine Erklärung. Er sagt nur, dies ist eine Tatsache.

Der Denker: Sie haben mehr recht, als Sie glauben. Was wir erklären nennen, das ist entweder das Behaupten einer Ursachenverbindung, wie Sie es tun, oder das Behaupten einer von einem zwecksetzenden Wesen ausgehenden Zwecksetzung, wie man es früher tat, indem man sagte, dass Gott der Larve des Eichenbocks nun eben diesen Instinkt verliehen habe, damit der Eichenbock leben könne. Eine andre Erklärung ist nicht möglich. Wenn Ihr Gegner sagt: ich nehme Teleologie an ohne ein zwecksetzendes erstes Wesen und nenne deshalb meinen Begriff nicht Teleologie, sondern Zielstrebigkeit, so hat er nichts getan, als eine Teleologie anzunehmen, die keine Teleologie sein soll; er sagt: ich muss das Handeln der Larve als zweckmäßig auffassen, aber sie selber hat keinen Zweck, und ich muss erst an einen Gott glauben, wenn ich einen außer ihr gewollten Zweck annehmen will.

Fabre: Auch ich möchte betonen, dass hier ein Glauben vorliegt.

Der Denker: Ein Glauben aber hat in der Wissenschaft nichts zu tun.

Darwin: Eine solche Skepsis ist leichter als das Verfolgen einer Theorie.

Der Denker: Ich gebe Ihnen zu, dass Ihre Theorie immer einen großen Wert hat dadurch, dass die Menschen Dinge sehen, die sie sonst nicht gesehen hätten, wenn sie sie verfolgen. Sie stellt uns Aufgaben; und deshalb hat sie eine große wissenschaftliche Bedeutung. Aber zugleich hat jede solche Theorie auch die Neigung, bei dummen Menschen, oder wenn sie zufällig den untern und leichtgläubigen Klassen bekannt wird, ein Pfaffenwesen zu erzeugen und dadurch die Wahrheit zu verschleiern. Das kann zu den verderblichsten Folgen führen, indem sich eine Art neue Kirche bildet, welche die Entwicklung als Glaubenssatz hat und nun daraufhin,

wenn sie die Macht bekommt, unser ganzes Leben zu vernichten vermag.

Fabre (lachend): Das wäre wohl die Sozialdemokratie?

Darwin: Sie halten doch die Menschen wohl für dümmer als sie sind.

Der Denker: Vielleicht — darüber ist schwer zu urteilen.

Fabre: Aber wenn Sie nun nicht an die Theorie unsres Freundes glauben und, wie mir richtig scheint, die Zielstrebigkeit nur für eine Benennung halten; haben Sie dann selber weitere Gedanken über unsere Frage?

Der Denker: Eine Kleinigkeit, glaube ich, kann ich in das Dunkel hineingehen. Hören Sie mich an. Was ist Ursachen-zusammenhang und Zwecksetzung? Wenn ich so denke, wie wir zu denken pflegen, dann nehme ich mich als den Mittelpunkt der Welt, von dem aus die Welt begriffen werden muss. Ganz kindlich hat das immer alle Philosophie getan. Aber offenbar kommt das doch nur daher, dass ich es gerade bin, der denkt. Nun weiter. Mein Denken hängt innig mit meiner Sprache zusammen; ich denke nur das, was mir die Sprache unter die Hand gibt, ohne dass ich es merke. Erinnern Sie sich etwa an Denker, welche sagten: wo ein Objekt ist, da muss auch ein Subjekt sein; dieser Satz erschien ihnen unbestreitbar; aber sie würden ihn gewiss nicht unbestreitbar gefunden haben, ihn gar nicht gesagt haben, wenn sie in einer Sprache gedacht hätten, welche das Subjekt nicht kennt. Stellen Sie sich nun den Menschen vor, welcher die Sprache bildet. Gehen Sie auf das Allerurthümlichste zurück, auf Zustände, wie sie in der Larve des Eichenbocks vorhanden sind: da ist ein Wechsel von Begehren und Ruhen. Diese Zustände werden in solche Verbindung mit dem durch das vorhandene Selbstbewusstsein erzeugten Ich gebracht, dass unsre Sprachen die Sätze bilden: Ich begehre, ich ruhe. Wenn ich sage „ich begehre“, so füge ich hinzu, was ich begehre; indem das Ich erzeugt wird, fasst sich gleichzeitig die Außenwelt zusammen; das Begehren ist eine heftige Verbindung mit Außenwelt; das begehrte Außenweltliche erscheint mir als der Zweck meines Begehrrens, und ich habe nun die Denkform der Teleologie. In dieser Form muss ich von nun an

weiter denken und die Sprache bilden. Wenn ich ruhe, so ist die Verbindung mit der Außenwelt nicht so heftig. Sie findet nicht mehr so statt, dass ich eine Veränderung in ihr erzeuge; sondern ich liege schlaftrig da und lasse sie sich vor meinen Augen bewegen. Wenn ich von dieser Bewegung sprechen will, dann kann ich nur so sprechen, wie die Form war, die ich bisher gewonnen hatte: nämlich teleologisch, so, als ob hinter jeder Bewegung ein begehrendes Wesen steht, wie ich selber. Ich sage etwa: die Sonne geht auf, als wenn die Sonne ein Wesen wäre wie ich, das die Höhe des Himmels sich als Ziel gesetzt hat und nun zu diesem Ziele geht. Im Lauf der Zeit denke ich weiter. Ich mache die Annahme, dass es belebte und unbelebte Wesen gibt, und den unbelebten Wesen kann ich kein Begehr und keinen Zweck zuschreiben. Nun streiche ich in meinem Geist ab, was das bewirkt, dass ich die Bewegung nicht als zweckmäßig auffassen kann. Das ist der zwecksetzende Charakter des sich bewegenden Wesens. Ich habe aber immer noch die Unterscheidung von Ding und Bewegung; es muss dadurch nach diesem Abstrich noch etwas übrig bleiben: das ist die Ursächlichkeit.

Darwin: Sie würden also meine Theorie nicht grundsätzlich höher stellen als die Theorie des Wilden, der annimmt, dass ein Dämon einen Stein im Gebirge losbricht und auf ihn schleudert, um ihn zu vernichten, statt zu sehen, dass der winterliche Frost ein Stück Felsen gelockert hat, dass die Schwerkraft das Übergewicht bekommen hat über den letzten Zusammenhalt, und dass der Brocken nun niederrollt, während der Wilde zufällig des Weges ging?

Der Denker: Ja.

Fabre: Aber Sie sagten, dass Sie eine Kleinigkeit in das Dunkel hineingehen können?

Der Denker: Erinnern wir uns, dass erst durch die Tatsache des Selbstbewusstseins aus einer Summe von Empfindungen das Ich entsteht. Dieses Selbstbewusstsein selber ist weiter nichts als das beständige Zusammensein gewisser Empfindungen bei wechselnden andern. Erst nachdem das Ich sich ausgesondert hat, ballt sich die Außenwelt zusammen. Erst dadurch erhalten wir die Möglichkeit, die Formen von

Subjekt und Objekt zu bilden. Deren Verbindung ist das Prädikat, das wir zunächst nur teleologisch bestimmen können, später auch kausal. Vergessen wir nun dieses ganze Gebäude unsrer Vernunft. Erinnern wir uns, dass nichts vorhanden ist als die Empfindungen. Sie wissen, die Positivisten sprechen von einer Koexistenz und Sukzession der Empfindungen. Sie müssen das, denn anders können sie nicht sprechen. Aber auch in diesem Ausdruck haben wir schon eine Verfälschung durch unsre Vernunft, nämlich, es ist in ihm bereits die Form der Zeit eingeschmuggelt.

Nun muss ich bitten, den Weg des diskursiven Verstandes zu verlassen, den wir bis nun gegangen sind; denn da wir immer nur mit den Formen der Sprache sprechen müssen, so kommen wir bei ihm offenbar nicht weiter.

Als Hume die Kausalität untersuchte, da fand er nichts, als die Erfahrung, dass bis jetzt auf A immer B gefolgt ist. Mit Recht sagte Kant, dass sie mehr sei, nämlich eine Form unsrer Vernunft, die vor aller Erfahrung ist. Was Kant meinte, das war der Umstand, dass wir immer nur in Subjekt, Prädikat und Objekt denken können und das Prädikat bei dem heutigen Stand unsres Denkens kausal bestimmen müssen. Aber Hume hatte doch etwas Richtiges gemeint.

Stellen wir uns ein unendlich großes Netz vor. Dessen Maschen greifen ineinander, so dass im ganzen Netz eines mit dem andern verbunden ist. Das Netz ist nicht gemacht und vergeht nicht, es ist da. Denken wir uns unser Ich, wie es an dem Netz entlang zieht. Es ist nichts da, als das Netz und das Ich, ich muss also annehmen, dass das Netz an mir entlang zieht wie die Landschaft an dem Mann im Eisenbahnwagen. Ich muss dann notwendig denken, dass die Masche B aus der Masche A entsteht: aber das kommt nur daher, dass ich an dem Netz entlang gehe, dass ich etwas Zeitloses in der Form eines zeitlichen Geschehens betrachte. Ich muss dann notwendig denken, dass B durch A kausal bedingt ist, denn ich kann mir das zeitliche Geschehen ja immer nur in der Form einer Tätigkeit vorstellen, und das Höchste, das ich bis nun erreichen konnte, war, dass ich das zwecksetzende Wesen, welches der Täter ist, strich, dass ich die Teleologie in Kausalität verwandelte.

Dieses Netz ist das, was die Positivisten die „Koexistenz und Sukzession der Empfindungen“ nennen. Sie nennen es nicht „Netz“, weil sie einen andern Standpunkt einnehmen, wie wir jetzt haben, und zwar einen richtigeren.

Ich habe aber das Bild gebraucht, um uns zunächst einmal eine vorläufige Klarheit zu schaffen.

Wir können uns vorstellen, dass wir an dem Netz entlang ziehen, weil wir durch die Tatsache des Selbstbewusstseins die Empfindungen in zwei Klassen geteilt haben, in die eine, welche zum Ich zusammenschließt, und die andre, welche unsre Außenwelt bildet. In Wirklichkeit ist unser Ich nichts als eine Anzahl von Maschen in dem Netz, und nichts ist weiter vorhanden als das Netz.

Wir haben nun ein Bild des Seins — wir wollen das alte philosophische Wort gebrauchen, weil es noch am wenigsten irreführt — ohne Zeit und Kausalität. Aber es hat scheinbar noch Raum.

Wie? Es ist unendlich, zeitlos, ohne Geschehen — ist es da noch im Raum? Wodurch entsteht denn der Raum? Durch Begrenzung, Zeit und Geschehen. Fallen diese drei fort, so fällt auch der Raum fort.

Freilich kommen wir hier an eine Schwierigkeit. Das Bild des Netzes können wir uns vorstellen; wir können es bei geschlossenem Auge vor unserm geistigen Auge sehen. Durch Verneinen von Anfang und Ende können wir uns auf verstandesmäßigem Wege etwas wie eine Vorstellung von der Unendlichkeit des Netzes verschaffen. Wenn wir es uns als unbewegt, unveränderlich vorstellen, dann brauchen wir nicht Zeit und Kausalität für unser Bild. Aber unsre Vorstellungskraft kann nicht ohne den Raum arbeiten. Wir müssen uns klar machen, dass wir hier durch das Denken über unsre Vorstellung hinausgehen.

Dieses Denken ist nun nicht mehr das Denken, das wir auch sonst bei philosophischen Untersuchungen gewohnt sind, es hat Ähnlichkeit mit dem mathematischen Denken. Die Mathematik hat dadurch, dass sie immer selbstgeschaffne Größen einsetzen kann, einen großen Vorteil vor dem philosophischen Denken voraus: es ist nicht an die Gesetze der

Grammatik gebunden, die dem philosophischen Denken als seine Naturgesetze erscheinen, in dem Maße, dass ein grammatischer Satz als Denkgesetz wirkt. Durch die Grammatik wie durch eine Nabelschnur hängt aber das philosophische Denken immer noch mit der kindlichen Anschauung der ersten Zeiten der Menschheit zusammen. In unserm Bild vom Netz, das nicht räumlich ist, keine Ausdehnung hat, haben wir diese Grenze des philosophischen Denkens überschritten und die Freiheit der Mathematik errungen.

Meine Freunde, mein Bild wird Sie an den Pantheismus Spinozas erinnern. Aber denken Sie daran, dass Spinoza ganz grammatisch denkt: er nimmt eine einheitliche, allgemeine Substanz an, welche zwei Attribute hat, das Denken und die Ausdehnung. Sein Subjekt muss notwendig aus sich heraus das Objekt schaffen; und wo das Objekt vorhanden ist, da ist auch das Prädikat nicht weit, und damit ein allgemeiner kausaler Zusammenhang in Raum und Zeit. So kommt es, dass man seine Lehre leicht in Materialismus umkehren kann: es hängt an einem Wort; sobald ich die Substanz, statt „Gott“, „Materie“ nenne, habe ich ihn.

Fabre: Sie haben vorhin die „Zielstrebigkeit“ Ernst von Baers abgelehnt; wie mir schien, mit Recht. Würde sie sich aber nicht in Ihr Netz einordnen?

Der Denker: Ja. Und der Fehler Baers war nur, dass er seinen Begriff nicht in einem allgemeinen Weltbild hatte, in welchem er angemessen untergebracht ist, sondern in einer Welt, in welche er nicht hineinpasst.

Darwin: Es ist schwer für mich, die Brücke zu Ihnen zu treffen. Mein wissenschaftliches Denken geht in der Vorstellungswelt vor sich; und obgleich ich für mich persönlich die Nichtigkeit des Materialismus und die Plattheit seines gottlosen Denkens einsehe, finde ich mich doch wissenschaftlich mit ihm am besten zurecht.

Der Denker: Sie sind eben Materialist; und wenn Sie als Mensch es nicht sein wollen, so ist das nur ein Mangel an Folgerichtigkeit Ihres Denkens.

Fabre: In roten Wolken verglüht die Abendsonne. In unendliche Tiefen zieht das satte Blau des Himmels. In

langen Streifen wandern die Schatten auf der dunkler werdenden Erde. Leise bewegt sich dort ein Weizenfeld, das erste Zirpen eines liebestollen Heupferdchens schrillt aus ihm. Und das alles: das Rot und das Blau, die Schatten, das Feld und das Zirpen, das alles ist nur ein Bild, welches mein Gehirn nach außen wirft: in Wahrheit ist nichts als Schwingungen von solcher Länge und von solcher Breite, aus denen wir dann Farben erzeugen oder Töne oder vielleicht Elektrizität oder etwas anderes — auch ich lebe nur in der Welt der Vorstellungen.

Der Denker: Auch ich. Aber wie Sie im Instinkt der Tiere Gott suchen, so suche ich Gott in —

Fabre: Sie schweigen?

Der Denker: Ich gebrauchte vorhin das Wort „das Sein“, ich gebrauchte es mit Vorsicht und Einschränkung. Das Netz ist das Sein — was ist es weiter als die Kopula, ein Begriff aus der Grammatik? Nun, ich will suchen, ein anderes Bild vor ihre Augen zu stellen. Ein Dichter hat ein Schauspiel geschrieben, die Schauspieler spielen es. Die Schauspieler stehen und gehen auf der Bühne vor gemalten Leinwandern, die für sie Bäume und Häuser sind. Ich will annehmen, sie sind im höchsten Rausch: die Worte fallen von ihren Lippen wie ihre eignen, ihre Gänge und Bewegungen sind wie ihre eignen. In Wahrheit hat der Dichter ihre Worte gedichtet, der Spielleiter ihnen ihre Bewegungen vorgeschrrieben. Aber das wäre ein schlechter Schauspieler, der im Augenblick des Spiels daran dächte, der nicht mit seinem Gefühl Worte und Bewegungen erfüllte, mit seinem Gefühl, das aus seinem Herzen kommt und ganz sein eigen ist, weder des Dichters, noch des Spielleiters, durch den er ein Mensch ist in seiner Art, wie Dichter und Spielleiter in ihrer sind. Aber für den Dichter und Spielleiter ist der Schauspieler nur ein Schauspieler, der Vorgeschrriebenes handelt und spricht, der sich in ein großes Ganze einordnet, in das Schauspiel: und wenn der Liebhaber hier im höchsten Rausch vor der Geliebten kniet und die klingenden Worte ihm unaufhaltsam aus dem Herzen über die Lippen strömen, dann geschieht das, damit er im letzten Auftritt auf der Bahre liegt und die

Geliebte über seiner Leiche weint. Der Schauspieler ist nur eine einzelne Masche im Netz des Schauspiels, trotzdem er während des ganzen Spiels im höchsten Bewusstsein seines Selbst, im lebendigsten Gefühl lebt. Das Spiel selber aber — ist es das Schreien und Sichspreizen geschminkter Komödianten vor roh gemalten und falsch beleuchteten Leinwänden? Es ist ein Vorgang im Herzen des fühlenden Zuschauers, ein Aufsteigen von Kraftgefühl, ein Gipfeln zu Jubel, ein Sturz zu Verzweiflung, ein Sichaufraffen zu Männlichkeit: es ist eine Schwingung der Zuschauerseele.

Fabre: Das ist wieder ein Bild.

Der Denker: Ein Bild, und keine Allegorie. Denn es ist nicht Bühne und Zuschauerraum, nicht Schauspieler, Dichter und Zuschauer, es ist nur die verschieden langen Schwingungen.

Fabre: Und das Ist ist nur die Kopula, es ist nicht das Ist.

Der Denker: Bei unserm europäischen Denken klafft eine unüberbrückbare Kluft zwischen Religion und Philosophie, zwischen dem Bedürfnis, am Leben erhalten zu werden, und dem Bedürfnis, zu verstehen. Wie, wenn die Ursache nur in der falschen Bedeutung des Seins bei uns läge? Wir haben einmal in der europäischen Geistesgeschichte einen Versuch gehabt, die Kluft zu überbrücken durch Gedanken, die aus dem fernen Osten zu uns kamen: in den gnostischen Lehren. Diesen war eigentlich, dass sie nicht Gott dem Absoluten gleich setzten, wie wir es immer tun, vielleicht, weil man damals wusste, dass das Absolute nur so etwas ist, wie unser „Sein“. Uns selber ist im Lauf der Jahrhunderte klar geworden, dass Gott ein Geschehen in uns ist, nicht ein dämonisches Wesen mit menschlichen und übermenschlichen Eigenschaften: dass Gott im Fetisch des Wilden wohnt, wie im Herzen des Weisesten, der alles Erkennen der heutigen Welt umfasst.

Fabre: Ich glaube, dass ich Sie verstehe, aus dem Bedürfnis meines Glaubens: ich bin ein einfacher Volksschullehrer, der seine Kinder Gott glauben lehrte und die Augen offen hielt für die Wunder Gottes in den kleinsten Lebewesen; ich glaube, dass ich Sie verstehe: lassen wir das Absolute, das Sein, die

Kopula, das Netz, denn all unser Verstand kann nicht weiter kommen, als bis zu dem Netz. Aber in mir, der ich eine Masche des Netzes bin, wenn ich die Tiefe des blauen Himmels fühle und die roten Wolken des Sonnenuntergangs, das leise Erschauern des reifen Weizens und das Zirpen der Grillen — wenn blitzartig für einen Bruchteil einer Sekunde mir die Schönheit des Alls aufgeht, seine Planmäßigkeit und Ordnung, seine tiefe Gerechtigkeit und unbarmherzige Liebe — in mir wird Gott, und dieses Werden ist wie der Vorgang, wenn das Wort der Schauspieler in mir die Schwingungen erregt.

Der Denker : Die von dem Dichter gewollt sind, den niemand im Hause sieht, nicht der Zuschauer und nicht der Schauspieler, und dessen Finger doch die Kulissen gemalt hat, den Schauspieler hält wie eine Puppe, das Haus errichtet hat, in welchem gespielt wird, und den Leuten zum Eintritt winkte.

KÖNIGSDORF

PAUL ERNST

¤ ¤ ¤

ANGEDENKEN AN DAS LIEBE . . .

Schleiernd, wie ein Gartenquell im Spiele
Licht und Schattentänze klingend mischt,
Haben hundert Düsternisse, viele
Tausend Sterne, von der Nacht gefrischt,

Ihren Reigen wiederum begonnen.
Doch beruhigt träumt ein Rosenbaum;
Segnend breitet er, voll zarter Sonnen,
Seiner Blütenarme goldnen Schaum.

Golden schient auch ihr, entfernte Lieben,
In die Jugendwirre mir hinein:
Wem sich Himmelslicht ins Herz geschrieben,
Darf des Dunkels milde Sonne sein.

Andre sind wie breite Wettertannen;
Deren Atem hat der Stürme Acht
Und sie rauschten, wenn die Regen rannen,
Den erhab'nen Schlaf der Nacht.

MAX GEILINGER

¤ ¤ ¤